Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film

Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst

Band: 51 (1999)

Heft: 12

Artikel: "Es ist eine unerfreuliche Tatsache, dass englischsprachige Filme heute am beliebtesten sind"

Autor: Winterbottom, Michael / Waldner, Judith

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-931860

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Es ist eine unerfreuliche Tatsache, dass englischsprachige Filme heute am beliebtesten sind»

Michael Winterbottom über den Kinoimperialismus, seine Arbeitsweise und den neuen Film «Wonderland».

Judith Waldner

Sie haben seit 1995 sieben Langspielfilme realisiert. Eine ungewöhnlich hohe Zahl. Sind sie ein Workaholic? Nein, eigentlich nicht. Ich denke, viele Regisseure würden gerne mehr Filme machen. Früher, vor vielleicht 20, 30 Jahren, war es einfacher. Man konnte relativ problemlos einen oder sogar mehrere Filme jährlich realisieren – denken Sie nur an Rainer Werner Fassbinder oder Ingmar Bergman. Heute braucht man oft sehr lange, um beispielsweise nur schon die Finanzierung eines Projekts sicherzustellen.

Sie scheinen damit keine grossen Schwierigkeiten zu haben. Heisst das, dass es in Grossbritannien heute einfach ist, finanzielle Mittel zu finden? Es ist viel problemloser als auch schon. 1995, als mein erster Kinospielfilm «Butterfly Kiss» herausgekommen ist, war die Situation noch anders. Insgesamt sind damals jährlich zehn bis zwölf Filme entstanden. Heute sind es etwa 80, rund die Hälfte davon sind Erstlinge. Diese an sich positive Entwicklung hat aber auch ihre Schattenseiten. Derzeit ist vor allem für kleine Projekte mit Budgets zwischen 2,5 und 3,5 Millionen Pfund relativ leicht Geld aufzutreiben. Will man etwas Grösseres, Komplizierteres und Teureres machen, wird es sehr schwierig.

Können Sie das präzisieren? Der Staat stellt mehr Geld zur Verfügung als noch vor ein paar Jahren. Dann gibt es relativ gute Möglichkeiten, einen Film fürs Fernsehen zu machen, und die Chance besteht, dass dieser dann auch im Kino ausgewertet wird. Kommt dazu, dass die Zweitauswertung – Video, Kabelfernsehen, Pay-TV – wichtiger geworden ist, oft mehr Geld bringt, als an den Kinokassen eingenommen wird. Ausserdem haben amerikanische Produktionsfirmen, allen voran Miramax, in letzter Zeit viel Geld ins britische Filmschaffen investiert. Verschiedene Faktoren tragen also dazu bei, dass es dem unserem Kino gut geht. Nicht zu vergessen ist auch die leider unerfreuliche Tatsache, dass die Leute in anderen europäi-

Michael Winterbottom beim FILM-Gespräch im November.

schen Ländern offenbar lieber englischsprachige Filme sehen als beispielsweise französischsprachige. So werden britische Filme relativ oft ins Ausland verkauft, etwa nach Italien.

Wie erklären Sie sich diese Vorliebe fürs englischsprachige Kino? Ich weiss es nicht und ich finde es schlecht. Interessant ist in dem Zusammenhang auch, dass die Studiokinos in Grossbritannien vor zehn Jahren sehr viele fremdsprachige Filme gezeigt haben, heute statt dessen vermehrt amerikanische Independents ins Programm nehmen. Filme aus Italien, Frankreich oder anderen europäischen Ländern sind weitgehend verschwunden, durch amerikanische Low-Budget-Filme ersetzt worden.

Sie haben «Wonderland» gleichzeitig mit dem Spielfilm «With or Without You» realisiert. Das ist ziemlich ungewöhnlich ... Ich dachte, es wäre vergnüglich, die beiden Filme zusammen zu machen.

Und, war es das? Teilweise. Eine Sache war allerdings gradezu alptraumhaft: FilmFour hat «With or Without You» mitproduziert und war zuerst einverstanden damit, dass ich gleichzeitig «Wonderland» realisiere. Als wir dann anfangen wollten, hiess es plötzlich, das sei unmöglich. Es war eine schrecklich schwierige Situation, ich musste wirklich um das Projekt kämpfen.

Wer hat «Wonderland» finanziert? Universal und BBC. Wir gingen zu Universal, sagten: Wir haben dieses Script, werden aber viel improvisieren müssen. Wir werden auf 16mm drehen, ohne Kunstlicht, an Originalschauplätzen in London. Universal war einverstanden. Das zeigt: Verleiher und Geldgeber sind flexibler geworden, unterstützen heute verschiedene Projekte, auch Low-Budget-Produktionen wie «Wonderland». Das Gute an der US-Produktionsfirma Universal war, dass sie auch ausserhalb von Amerika in Filme investiert hat. Bedauerlicherweise ist das jetzt vorbei, weil die Firma weitgehend aufgelöst wurde.

Mit Ihrer Filmografie sind sie mittlerweile ein gefragter Mann. Ich erhalte immer wieder Angebote, auch aus den USA, dieses oder jenes Drehbuch zu verfilmen. Doch meist war es bisher so, dass ich mit einem eigenen Projekt auf Geldsuche gegangen bin. Und ich bin glücklich, dass

«Ich versuche, in jedem Film etwas Reales, etwas Wahres

ich die Stoffe bis jetzt selbst aussuchen, mit Autoren arbeiten und Storys entwickeln konnte. So zu arbeiten ist meiner Meinung nach viel angenehmer und schöner, als die Regie eines Films zu übernehmen, für den man angefragt wurde.

Was wären Sie, wenn Sie kein Filmemacher wären? Früher dachte ich, ich würde Englischlehrer werden.

Und wann haben Sie sich gegen den Lehrerberuf entschieden? Als Teenager begann ich mich fürs Kino zu interessieren. Im Filmclub in der kleinen Stadt, in welcher ich aufgewachsen bin, sah ich beispielsweise viele Neue Deutsche Filme, etwa von Rainer Werner Fassbinder. Damals habe ich nicht im Traum daran gedacht, ich könnte selbst einmal Regisseur werden. Doch nach dem College

Geschichte aus einer einzigen Szene entwickelt: «Butterfly Kiss»

hrliches zu zeigen»

beschloss ich, im Bereich Film einen Job zu suchen. Ich wurde bei Thames Television als Cutter angestellt. Dann erhielt ich die Chance, mit Lindsay Anderson zu arbeiten, der eine Dokumentation über das britische Kino realisiert hat. Meine erste eigene Regiearbeit waren zwei Dokumentationen über den Filmemacher Ingmar Bergman, welcher übrigens eines meiner Vorbilder ist.

Sie haben als Dokumentarfilmer angefangen. Liegt darin wohl der Grund, dass sie auch in Ihren Spielfilmen «Welcome to Sarajevo» und «Wonderland» das Dokumentarische stark betont haben? Das glaube ich nicht. Natürlich finden sich in den beiden Spielfilmen dokumentarische Elemente. Doch letztlich versucht man in jedem Film, etwas Reales, etwas Wahres, Ehrliches zu zeigen. Den Eindruck, etwas Dokumentarisches zu sehen, entsteht in «Wonderland» sicher primär durch den Schnitt. Die Schauspieler haben sehr viel improvisiert, es gab bis zu fünf Minuten lange Dialogszenen. Am Schneidetisch haben wir dann aus dem vorhandenen Material das Interessanteste ausgewählt. Macht man einen Dokumentarfilm, wählt man ebenfalls die Einstellungen mit den besten Aussagen, mit dem richtigen Rhythmus.

Ein sehr wichtiges Element in «Wonderland» ist die Musik. In meinen Augen ist sie der halbe Film. «Wonderland» erzählt von Leuten, die nicht über ihre Gefühle sprechen. Es gibt keine grossen, dramatischen Szenen, in denen sie wirklich emotional werden könnten. Die Musik von Michael Nyman kontrapunktiert die Charaktere. Man könnte sagen: Sie sagt etwas über die Gefühle, welche die Figuren haben, aber nicht ausleben können. Sie lässt das Kinopublikum spüren, dass da noch ganz andere emotionale Möglichkeiten wären. Im Allgemeinen finde ich kontrapunktische Musik interessanter als solche, die Emotionen verstärkt. Mir gefällt es, wenn die Musik eine zusätzliche Ebene in einen Film bringt.

In «Wonderland» arbeiten Sie mit Zwischentiteln. Diese sind blau, ausser einem, der im Zusammenhang mit einem toten Hund erscheint. Interpretieren Sie da bloss nicht zu viel hinein! Das war einfach eine Idee, die mir gefallen hat.

Sie haben erwähnt, dass viel improvisiert wurde. Ich könnte nie sagen: Ich mache alles, dies ist mein Film, die Schauspieler brauchen nichts zu wissen, sondern einfach nur meinen Anweisungen zu folgen. So zu arbeiten, würde mir keinen Spass machen und es wäre auch nicht ehrlich. Denn letztlich sind Schauspieler, aber auch Kameraleute, Cutter, Autoren am Prozess der Entstehung eines Films beteiligt. Auch wenn die Dialoge relativ klar vorgegeben sind, gebe ich den Schauspielern möglichst viel Raum. Sie lesen ein Script anders als ich und das ist gut, denn so fliessen andere Aspekte und Sichtweisen ein. Wenn ich eine Szene drehe und sie ist perfekt, lasse ich sie stehen – auch wenn ich sie mir anders vorgestellt habe.

Unter welchen Gesichtspunkten entscheiden Sie sich für ein Script? Am Anfang interessiert mich vielleicht eine Figur, eine Szene oder die Struktur eines Scripts. Bei «Butterfly Kiss» gingen der Drehbuchautor Frank Cottrell Boyce und ich beispielsweise von einer Szene aus, in welcher eine Frau eine andere ins Wasser taucht. Rund um diese Sequenz haben wir die Geschichte dann entwickelt.

Ihre bisherigen Filme sind stilistisch und was das Genre betrifft sehr unterschiedlich. Gemeinsam ist den meisten, dass sie in gewisser Weise der Realität verpflichtet sind und etwas beinhalten, das man als humane Botschaft bezeichnen könnte. Es spielt eigentlich keine Rolle, welches Genre man wählt, Ideen und Gefühle kann man in jedem ausdrücken. In meinen bisherigen Filmen habe ich intim wirkende Geschichten von menschlichen Beziehungen erzählt. Aber darum geht es ja in 90 Prozent aller Filme, die gemacht werden, darum ist das sicher nicht «typisch Winterbottom». Bei «Welcome to Sarajevo» lag die Sache zwar ein wenig anders, doch generell wähle ich ein Drehbuch nie darum aus, weil es eine bestimmte Message hat. Auch bei «Wonderland» stand keine «Botschaft» im Vordergrund. Der Film ist vielleicht so etwas wie eine soziologische Studie über das Leben in London geworden, was aber nicht der Grund war, warum ich ihn machen wollte. Wenn man am Anfang eines Projektes steht, weiss man noch nicht, wohin genau sich das Ganze entwickeln wird. Man fängt an, arbeitet ein, zwei Jahre mit dem Drehbuchautor, dreht ein Jahr und schneidet am Schluss noch ein halbes. Im Lauf dieser Zeit verändert sich ein Projekt oft stark.

Judith Waldner
ist Redaktorin von FILM.